



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zum neuen Jahr.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zum neuen Jahr.

An die Wünsche und Versprechungen, welche die Grenzboten beim Beginn des neuen Jahres den Lesern entgegenbrachten, knüpfen sie nach altem Brauch einige kurze Bemerkungen über das vergangene Jahr.

Daß es kein freudenreiches war, empfinden alle Parteien. Daß das Festland von Europa seine revolutionären Krisen noch nicht beendigt hat, verriethen die französischen Ereignisse des Decembers auch dem Hoffnungsreichen. Aber auch andere ernste Lehren hat es den Deutschen gegeben.

Wir Alle, Regierte und Regenten, haben erstens den Beweis erhalten, daß die Einigungsversuche unsrer Fürsten durch den Bundestag eben so wenig, wie die Versuche des Volkes durch die Nationalversammlung, dazu helfen werden, der Genossenschaft deutscher Völker eine einheitliche Politik, Macht nach Außen, Einigkeit im Innern zu erwerben. Zwar sind durch Verträge einzelner Regierungen allerlei Verkehrs erleichterungen (Postverein, Paskarten, directe Communication der Behörden verschiedener Staaten, Beseitigung von Differenzen bei Uebnahme von Heimathlosen und Bagabunden u. s. w.) getroffen worden; aber die Verhandlungen über Aufhebung der Elbzölle waren bis jetzt fruchtlos, und dem Vertrage Preußens mit Hannover ist die Berufung zu einem Wiener Congreß gefolgt, so daß selbst die Fortdauer des Zollvereins gegenwärtig sehr in Frage gestellt ist. Eine Verbesserung der politischen Stimmung ist nicht eingetreten, das Mißtrauen und die Verbitterung in den regierenden Kreisen ist eben so wenig verringert, als die Schlaffheit und Niedergeschlagenheit im Volk.

Ferner aber hat das Jahr 1851 das Gespenst der rothen Demokratie am Tageslicht gezeigt, und dargestellt als einen Schatten, eine Bogelscheuche für die Furchtsamen, und den Kampf gegen dasselbe für nicht viel besser, als einen Kampf Don Quixotes gegen Windmühlen. Die wilde Demokratie von 48 hat in diesem Jahre überall in Deutschland, wo sie sich im politischen Leben betheiligte, bei Gemeinde- und Deputirtenwahlen, sich als eine sehr kleine Minorität zu erkennen gegeben. Nicht deshalb, wie die polizeilichen Verfolger derselben meinen, weil einige Hundert ihrer thätigsten Häupter in den letzten Jahren erschossen, eingekerkert und verjagt wurden, denn solches Martyrium Einzelner wäre unter anderen

Umständen gerade geeignet, diese Partei entschlossen, verzweifelt und gefährlich zu machen. Sie hat vielmehr ihre Bedeutung deshalb verloren, weil die damaligen plötzlichen Gelüste aus der Masse des Volkes geschwunden sind, wie eine ansteckende Krankheit verschwindet. Wer sich gegenwärtig in Deutschland noch Demokrat nennt, ist entweder ein Opfer der vergangenen Emotionen, und solcher Unglücklichen giebt es in allen Gegenden einzelne, für das Staatsleben sind sie nicht mehr gefährlich; oder es sind Ehrenmänner, welche aus Stolz den Namen und die Fahne, unter welcher sie gefochten, nicht ablegen wollen, die aber durch die Erfahrungen der letzten Jahre kühler und mäßiger geworden sind, und deren Ueberzeugungen in der Hauptsache von denen der „liberalen“ Partei nicht mehr wesentlich verschieden sind. Es ist kaum anzunehmen, daß von diesen Männern, so weit sie durch frühere politische Thätigkeit bekannt sind, noch Viele bei Gestaltung unsrer Zukunft eine Rolle spielen werden.

Drittens haben wir aus Frankreich sehen können, daß unsre Zukunft von den Stimmungen der großen Anzahl von Bürgern abhängt, welche in Deutschland unter dem Namen: der dritte Stand ziemlich ungenau zusammengefaßt werden. Alle unsre Klagen über die Reactionen im deutschen Staatsleben sind eigentlich nur Klagen über die Schwäche, Indifferenz und Gleichgiltigkeit des Bürgerthums. Sobald die Zeit kommt, wo ein entschiedenes politisches Wollen, ja auch nur eine große und allgemeine Unzufriedenheit mit einzelnen Richtungen der Executive sich in diesem Theil des Volkes verbreitet, werden die Regierungen in den Stand gesetzt sein, statt der Hausinteressen der Regentenfamilien die Interessen des Staates zu vertreten; erst dann wird eine parlamentarische Regierung möglich und nothwendig werden.

Man nennt jetzt gern die Völker schwach und die Regierungen stark. Es wäre ein Glück für uns Alle, wenn die Regierungen stärker wären. Stark kann ein Regiment nur sein, wenn das Volk selbst stark, voll von Selbstgefühl und politischem Willen ist. Dies ist leider bei uns nicht der Fall, und sämtliche größere deutsche Regierungen, so wie die österreichische, leiden an einer Schwäche und Unsicherheit, welche in genauem Verhältniß steht zu der Schwäche des Volkes. Einzelne Demokraten einsperren, Zeitungen verbieten und Soldaten exerciren lassen, ist kein Zeichen der Stärke. Wol aber ist das Mißtrauen gegen Alle, welche nicht persönliche Anhänglichkeit an die Regierenden in den bestimmten conventionellen Formen an den Tag zu legen beflissen sind, ein Zeichen der Schwäche; wol ist die Reizbarkeit und Empfindlichkeit, mit welcher jede öffentliche Aeußerung entgegengesetzter Meinungen aufgenommen wird, Zeichen der Schwäche. Regierungen, die in jeder entgegenstehenden Ueberzeugung einen persönlichen Angriff auf die Existenz des Regenten, auf Krone und Vaterland erblicken, und durch Beschränkungen der parlamentarischen Wirksamkeit, ja durch offene verfassungswidrige Willkürhandlungen sich gegen mögliche Siege der Opposition in den Kam-

mern zu bewahren suchen, sind solche Regierungen stark zu nennen? Eben so wenig ist die ganze Administration der Staaten eine dauerhafte und solide. Nur wenige sind im Stande, ihre Ausgaben — stehende Heere und Regierungskosten — durch die Einnahme — die Procente vom productiven Vermögen des Volkes — zu decken. Sie sind zum Schuldenmachen genöthigt, um sich zu erhalten. Das ist die gefährlichste Schwäche, denn sie wird zu einer abzehrenden Krankheit des Staates. — Und vollends die deutsche Politik gegen das Ausland! Wenn eine Regierung gegenüber dem eigenen Lande um ihre Existenz besorgt sein muß, so kann man von ihr nicht verlangen, daß sie gegen die Nachbarn Energie und Consequenz zeige. Wie es in diesem Punkt mit den deutschen Staaten steht, brauchen wir nicht auszuführen.

So leiden die Regierungen am Meisten unter der gestimmungslosen Apathie oder dem schwächlichen Beifall, mit welchem das Volk ihre furchtsamen Maßregeln begleitet, und für sie ist eine solche Periode am gefährlichsten, denn sie werden herabgedrückt zur Partei, und verlieren die höchsten Attribute der Majestät. Es gehört viel für einen Regenten dazu, während solcher Zeit nicht zu verkümmern; bei der ewig gereizten Empfindung den freien Blick, bei der unterwürfigen Gleichgiltigkeit der Andern die vernünftige Selbstbeschränkung zu bewahren. Ein Fürst, welcher es liebt, einen eigenen Willen zu haben, wird in solcher Zeit leicht gewaltfam, rücksichtslos, ein Verächter alles Gesetzes; ein anderer von weicherem Gefühl wird eine Beute der persönlichen Umgebung, welche seinen Empfindungen schmeichelt und ihm die unschöne Gegenwart durch allerlei Künste verkleidet. Jedem Regenten aber wird es durch eine solche Zeit fast unmöglich gemacht, die Willenskraft seines Volkes zu achten und das Wollen der Nation zu verstehen, wenn die Zeit kommt, wo dieses sich kund giebt.

Und darin sehen wir für unsre Zukunft die größte Gefahr. Deshalb haben wir für das neue Jahr keinen größern Wunsch, als daß der Muth und das Vertrauen zur eigenen Kraft in die große Zahl der Erwerbenden und Gebildeten zurückkehren möge. Nicht unsre politische Situation macht uns schwach, klein, kläglich, sondern die unbestimmte blasse Scheu vor dieser Situation, vor der Vergangenheit und der Zukunft. Wir stehen ja weder in der Politik, noch in unsrem Verkehrsleben, noch in Wissenschaft und Kunst so gar verzweifelt! Im Gegentheil, wir haben alle möglichen Aussichten, wenn wir nur Kraft und Willen besäßen, gerade darauf loszugehen. Alle unsre Fortschritte in der staatlichen Entwicklung, in Handel und Industrie, ja auch in schöner Kunst und Wissenschaft, Alles hängt davon ab, daß wir den Muth gewinnen, ehrlich, gewissenhaft und consequent, Jeder in seinem Kreise, unsre Schuldigkeit zu thun, und dieselbe Sittlichkeit, Energie und Consequenz von unsren Staatsmännern wie von unsren Gelehrten und Künstlern männlich und unausgesetzt zu fordern.